

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Mein Freund Biedermeier [Schluss]
Autor: Meyer, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ausgestellt. Manches in der Malerei, sogar in den Sujets Oßwalds erinnert an Philipp Klein. Es ist so ziemlich dieselbe Richtung, die seine Kunst einschlägt. Das feurige malerische Temperament, das Klein sein eigen nennt, pulsiert auch in Oßwald, und ebenso hat er durchaus das Zeug zu dem

freien, breiten, impressionistischen Vortrag, den Klein so meisterhaft handhabt. Das beweisen seine bisherigen Leistungen, die den Stempel einer frischen, gesunden künstlerischen Begabung an der Stirn tragen.

H. T.

Mein Freund Biedermeier.

Nachdruck verboten.

Humoristische Skizze zum Valentinstag (14. Februar) von Karl Meyer, Basel.

(Schluß).

„O, O,“ ächzt Herr Biedermeier, „ist die Kunst so tief gesunken, die Kunst, von der unser Schiller so hoch dachte! Also auch die Dichter, nicht nur die Maler, sehen am Schönen vorbei und schildern und besingen das Häßliche, das Unschöne!“

Er hatte meine schöne Rede über Milieuschilderung gehört, ich brauchte nicht darauf zurückzukommen. Traurig und wehmütig betrachte ich unsere arme Theaterneue und gedenke dabei dankbar der vielen genussreichen Theaterabende, die ich Schillers Muse zu verdanken habe. An Schillers Genius nur denke ich nunmehr, nicht an seinen chronischen Schnupfen, während ich durch die erhellten Straßen eile, um rasch nach Hause zu kommen. In meinem Zimmer angelangt, mache ich schnell Licht und hole mir aus dem Bücherschrank Schillers Gedichte. Den schönen Valentin befreie ich aus seinem engen Verließ und lese ihm und mir zur Erholung Schillers „Lied an die Künstler“ vor. Das beruhigt uns und tut ihm und mir sichtlich wohl; Schillers Erhaltung hat zum Glück auf uns nicht ansteckend gewirkt, wie ich befürchtet hatte.

„Ihr Freund Paul hat mir sehr gut gefallen,“ meint nun Herr Biedermeier; „trotz seiner Tiraden hat er ganz richtige Ansichten! Ich bedaure nur, längere Zeit nicht in Ihrer Gesellschaft geweilt zu haben...“

„Wo waren Sie nur hingekommen? Leider habe ich Ihre Abwesenheit nicht gleich bemerkt,“ entschuldige ich mich.

„Wo ich war?“ seufzt Freund Valentin. „In einer modernen Kaffevisite, wo Tee getrunken wurde... Alles ist ganz à la Biedermeier!“ sagte Lilly zu Milly, die ihre Franzeschwestern zu sich eingeladen hatte. Nachdem alles gehörig bewundert war, gingen die zwei Freundinnen ins anstoßende Zimmer, und ich blieb allein auf dem Tisch zurück, der wirklich sehr schön geschmückt war. Eine prächtige Serviette zierte die Mitte, gestickte Girlanden verbanden die bunten Blumenkränze, welche die Tische zierten; die Deckchen und Teeservietten waren ebenfalls mit Kränzchen bestickt. Das feine Porzellan war mit zarten grünen Girlanden bemalt, alles paßte wirklich gut zusammen. Milly mußte sehr fleißig sein, wenn sie eigenhändig das Ganze gestickt und gemalt hatte. Auf den drei Kuchentellern, die symmetrisch verteilt waren, lag nur wenig kleines Gebäck. Wahrscheinlich ist der Gugelhupf umso größer! dachte ich, war aber erstaunt, ihn nirgends zu sehen. Blumenvasen waren keine auf dem Tisch; dafür standen zwischen den Kuchentellern zwei kleine Vorbeerkarikaturen, die gar nicht dahin paßten. Ganz nicht à la Biedermeier... Vom Nebenzimmer her hörte ich die Begrüßung der Ankommenden: war das ein Gezwickel! Schon hatte es fünf Uhr geschlagen, da ging endlich die Tür, und die Teegesellschaft hielt ihren Einzug.

Lieb! Niesig nett! Pompös! Stilvoll! Goldig! Welch heimelige Biedermeierstimmung! klangen um mich her die hohen Stimmen; mir wurde ganz schwindlig. Ein Dienstmädchen mit einer weißen Schuppe auf dem Kopf trug den Tee auf und schenkte ein, Milly servierte das Gebäck. Wieder ging die Tür: eine Nachzüglerin stürzte hastig herein.

Verzeih, Milly, wenn ich warten ließ! Das Licht war so vorzüglich, die Stimmung ebenfalls, sodaß ich beim Malen die Zeit ganz vergaß!

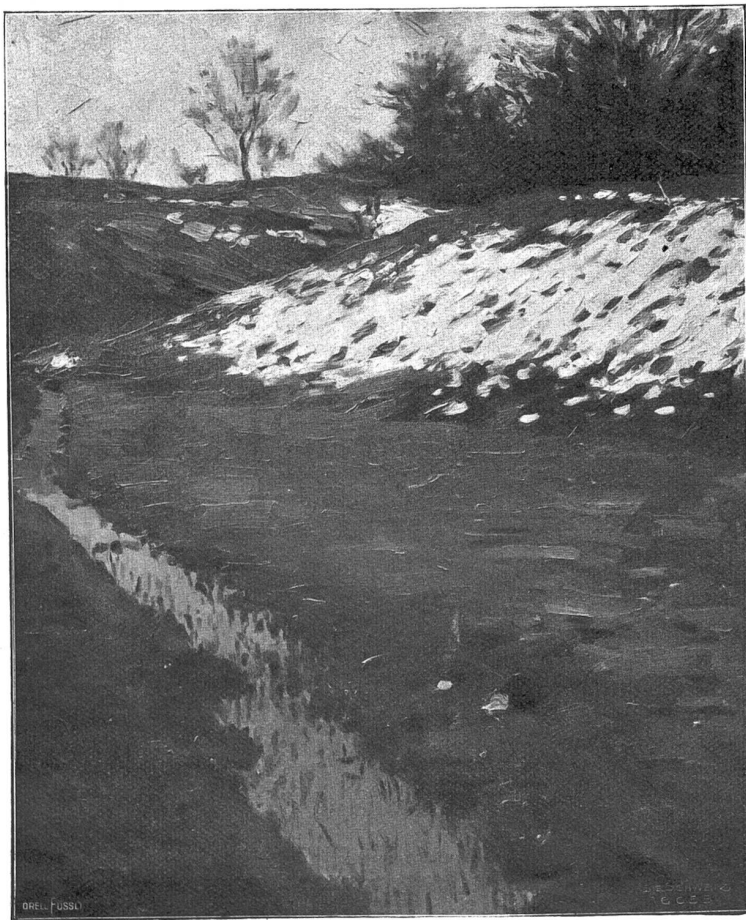
Während Milly verzeih und servierte, antwortete die Neugekommene auf all die Fragen, die auf sie einströmten. Noch immer war ein Gedeck freigeblieben; endlich stürmt die letzte Franzeschwestern herein.

Verzeiht! Ich komme direkt aus dem Kolleg, das ich nicht schwänzen wollte!

Auch sie wird absolviert und bedient. Sprunghaft erzählt sie von ihren Studien: Nationalökonomie hört sie und Kunstgeschichte und Literatur und Philosophie; mir wurde ganz weh zu Mute. Professor S. soll ein sehr interessanter Mann sein und ganz lange zugespitzte Nägel haben. „Niesig schneidig!“ behauptete die Wissensdurstige, die vor lauter Weisheit sich nicht einmal gut anzuziehen wußte. Mir gefiel sie absolut nicht, sah sie doch aus, wie wenn sie in einen Sack eingeknallt wäre.

Die jungen Damen sahen alle sehr hungrig aus, aßen aber nur wenig von dem aufgestellten Gebäck; noch immer war der Gugelhupf nicht erschienen, und doch hätte jeder ein wahrhaftes Stück davon gut getan. Noch hatte keine die Arbeit zur Hand genommen, wie es zu meiner Zeit üblich war, wo in den Kaffevisiten die längsten Strümpfe gefördert wurden.

Nun wurde Lilly gebeten, ein Lied zu singen, Molly wollte die Begleitung spielen. Bald ertönte durch die offene Flügeltüre Musik aus dem Salon.



Vorfrühling. Nach dem Gemälde von Fritz Oßwald, Zürich-München.



Aprilabend. Nach dem Gemälde von Fritz Schwalb, Zürich-München.

Mir gefiel der Singjang gar nicht, die Sängerin wurde jedoch lebhaft beglückwünscht. Zwei Stunden übt sie jeden Tag! Mir tun die Hände leid, die so lange Dual erdulden müssen. Die Klavermolly übt täglich vier Stunden, ihre Nachbarin nur drei, da sie nebenbei noch Malfstunden nimmt. Von Arbeit sprachen die Fräulein keinen Ton.

Das Mädchen mit der Schnecke hat mittlerweile den Tee abgetragen und frische Bedecke aufgelegt, Miniaturteller, auf denen etwas Rechtes gar nicht Platz hätte.

Maggy sollte rezitieren, konnte aber nichts auswendig, deshalb suchte sie auf dem Lesetisch etwas Passendes. Nun fing sie an. Glend war der Beginn, auch im Verlauf wurde das Glend nicht besser; da ich bei der Steigerung der traurigen Schicksale mich auf einen versöhnenden Schluß freute, da war's schon aus. Mit einer grellen Dissonanz schloß das Gedicht. Mit Erstaunen hörte ich, wie die jungen feinen Damen diese Schilderung des Glends, das ihnen doch so fremd ist, prachtvoll, naturwahr und großartig fanden. Zu unserer Zeit war das anders: bei einer Kaffevisite wurde gemütlich geplaudert, gemütlich gegessen und gemütlich gelesen. Das Glend der Armut wurde nicht in Versen genossen; aber am Abend trug man von den vielen Nesten des selbstgemachten Gugelhopfs und der Torten in aller Stille zu Armen und Kranken, die über solche Gaben erfreut und dafür dankbar waren. . . . Ganz und gar nicht à la Biedermeier war die Glace, die nun aufgetragen wurde;

ich war froh, daß sie mich wieder abriefen. Von diesem Tee-krantz, der alles Mögliche bot, nur keine Gemütlichkeit, hatte ich genug. . . ."

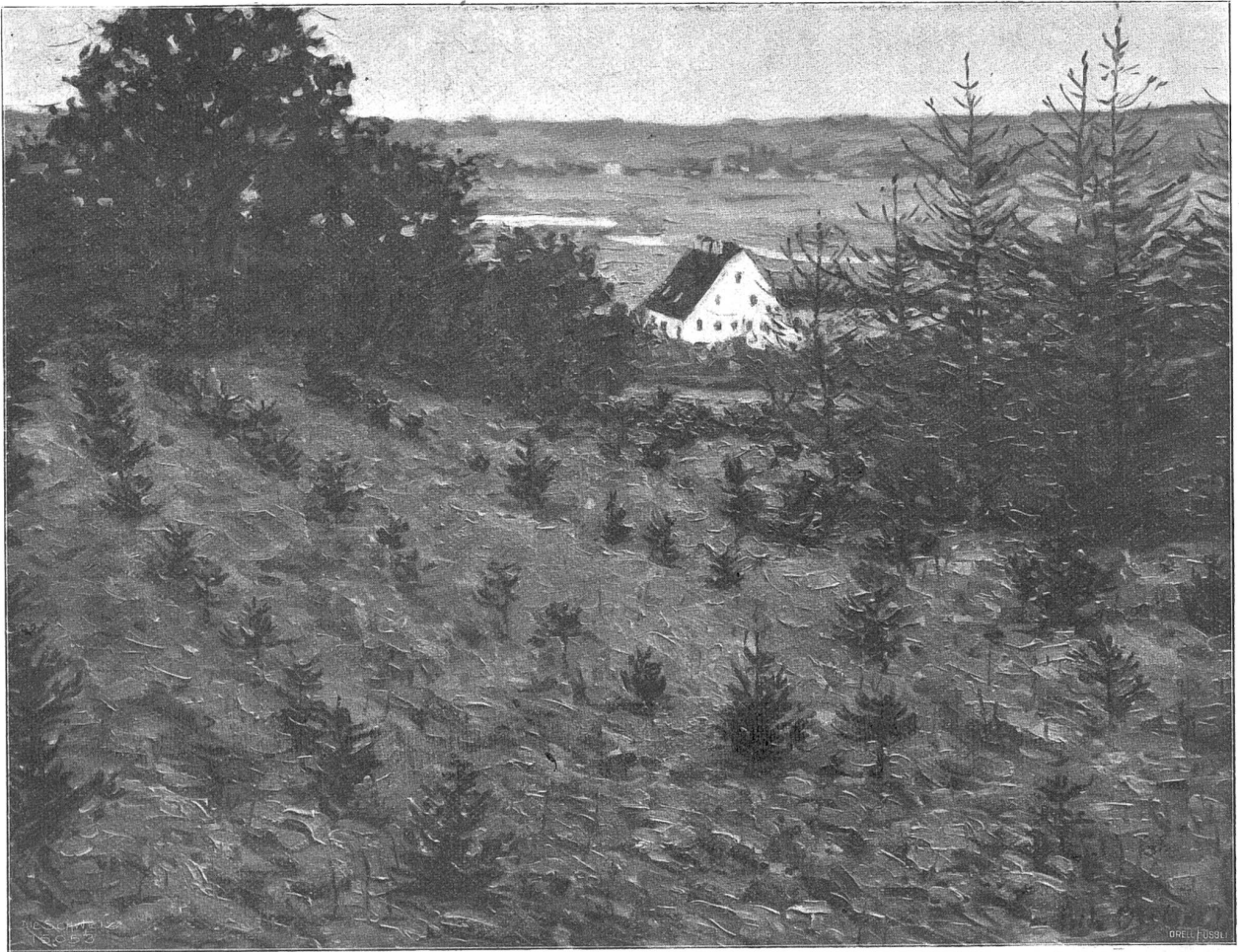
Behmütig streicht er sein blondes Toupet zurecht.

Was kann ich vorbringen, um meinem Freund den nervösen unruhvollen Zug unserer Zeit begreiflich zu machen? Ich rede ihm von den vielen neuen Maschinen, die unsern Frauen die Arbeit aus der Hand gezwungen haben. Die Näh-, Stick- und Strickmaschinen leisten für wenig Geld erstaunlich viel; es lohnt sich nicht mehr, die Arbeit von Hand selbst zu machen, wie man es früher genötigt war zu tun.

"Ja, aber weshalb sind denn die Menschen jetzt alle so sehr preßiert, wenn sie doch nur wenig zu arbeiten haben? Weshalb denn diese unschöne Eile, die dem heutigen Geschlechte eigen ist und ihm alle Grazie entzieht?"

Daß es gerade das Sehnen nach Schönheit und Genuß ist, das unserer Zeit diese unstete Eile aufzwingt, das kann ich ihm nicht begreiflich machen. Um ihm aber vor seiner Abreise noch etwas Erfreuliches zu bieten, nehme ich Freund Valentin mit zur Tante Marie: die wird ihm jedenfalls gut gefallen. Obnehin ist es allmählich Zeit geworden, daß ich meine Damen abhole.

Unterwegs wundert Herr Biedermeier sich sehr über die helle Beleuchtung der Straßen, findet jedoch, daß in diesem grellen kalten Licht die Menschen alle ganz erbärmlich schlecht



Bei Gräfrath. Nach dem Gemälde von Fritz Schwald, Zürich-München.

aussehen; die Vellaternen hatten einen viel barmherzigeren Schimmer. Wir erklimmen das Totengäßlein, das ihn sehr anheimelt. Im Vorbeigehen grüßt er die alte Peterskirche mit wehmütiger Freude; hier war er getauft, konfirmiert und getraut worden, hier hatte er allsonntäglich die Predigt besucht.

Tante Marie wohnt am Petersgraben in ihrem schönen alten Vaterhaus. Für Herrn Biedermeier ist auch dies Haus ein alter Bekannter: Freund Kuedi hatte hier gewohnt, wie er mir schon vor der Haustür erzählt.

Wir erklimmen die mattbeleuchtete Treppe, und Elise, die alte treue Magd, führt mich gleich ins Wohnzimmer der Tante, die eigentlich, als Jugendfreundin meiner Mutter, nur meine Wahlante ist.

Die Gesellschaft ist größer, als ich geglaubt; doch ich kenne die beiden Damen gut, die außer meinen Lieben zugegen sind. Mein letzter Gruß gilt der jungen Nachbarin meiner Schwester; ihr reizendes Profil hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Silhouette, die auf meinem Herzen ruht. Tante Marie holt mir vorsorglich ein schon bereit stehendes Gedeck, und ich erhalte zu meiner Tasse Tee des Guten soviel, daß ich froh bin, für eine Weile von den Damen nicht ins Gespräch gezogen zu werden.

Recht gemütlich sitzt die Gesellschaft beisammen: jede der Damen hat eine Arbeit zur Hand, das Geflapper der Stricknadeln begleitet heimlich das Gespräch. Leider hat mein holdes Gegenüber eine komplizierte Stickerei, die ihre Blicke festhält; nur selten sehe ich in die lieben blauen Augen, die fast immer beharrlich gesenkt bleiben.

Lieulich duftet der Hypokras, der jetzt in feinen alten Kelchgläsern serviert wird; Tante Marie braut ihn alljährlich selber nach einem geheimen Familienrezept. Wie die schönste Musik

tönt der Klang der Gläser, da ich nun mit den Damen anstoßen darf; besonders fein und zart tönt mir Lottchens Glas.

„Ist dein Freund Biedermeier gut abgereist?“ fragt mich Mama.

„Noch nicht; sein Zug fährt erst um zwölf!“

„Der Arme! Ist er nun irgendwo allein im Restaurant?“

„Nein, er ist bei einer alten Tante zum Tee eingeladen,“ phantasiere ich dreist.

„Biedermeier?“ sagt fragend Tante Marie. „Vor Zeiten gab es auch in Basel eine Familie dieses Namens. Mein Onkel Valentin war der Sohn einer geborenen Biedermeier von der Schiffslände.“

In meiner Tasche spukt es gewaltig, ich muß meinen Freund befreien.

„Biedermeier nennt sich nun auch ein neuer Stil, der als neueste Mode alles mit Silber aus der guten alten Zeit schmückt,“ sage ich und reiche der Tante das bekannte Notizbuch über den Tisch.

„Das liebe Bildchen!“ findet Tante Marie und betrachtet andächtig die Silhouette. Der schöne Valentin ist natürlich dem Garnet nachgeturnt und küßt jetzt zärtlich die alte Hand, die es umfaßt hält.

„Sieh' nur, Charlotte, das Bild gleicht dir.“

Erötend nimmt mein Gegenüber das Notizbuch entgegen; eifersüchtig muß ich zusehen, wie Biedermeier schon wieder einen Handfuß wagt. Er wird doch meine Lotte nicht für seine Lotte halten!

„Sehe ich denn im Profil so aus!“ wird Trude jetzt gefragt.

„Nicht ganz, doch die Nase ist ähnlich,“ vergleicht meine Schwester.

„Ich finde ebenfalls die Ähnlichkeit sehr groß,“ fühle ich mich gedrungen zu behaupten und blicke kühn in ein erstauntes blaues Augenpaar. Freund Valentin nickt mir schmunzelnd zu; augenscheinlich fühlt er sich zurzeit recht wohl und behaglich.

„Nun wollen wir doch auch ein wenig musizieren,“ sagt Tante und setzt sich an ihr altes Klavier. „Ich will euch gern begleiten, wenn ihr singen wollt,“ wendet sie sich zu den jungen Mädchen, die sich gar nicht lange zieren.

Das alte Instrument hat nur einen dünnen Klang: moderne Musik dürfte man ihm nicht zumuten; zur Begleitung der einfachen Lieder jedoch paßt es vorzüglich. Trude singt einen hübschen Sopran, Vottens Altstimme schmiegt sich harmonisch an; der Vortrag ist so anspruchslos, daß die Kritik gar nicht herausgefordert wird.

„Noch mein Lied, bitte!“ sagt jetzt Tante Marie und schon fängt sie die Begleitung zu spielen an.

„Lang, lang ist's her...“ tönt es wehmütig; leise, zaghaft fast singt auch die Tante mit. Herr Biedermeier ist in Rührung aufgelöst, er wischt und wischt; große Tränen rollen nach Schluß des Liedes über seine Wangen auf sein schönes Jabot, während er lebhaft Beifall klatscht.

„Eure Stimmen passen gut zusammen,“ wendet sich die Tante zu den jungen Sängerinnen. „Wenn ihr mehr miteinander singen würdet, dürfte es bald zu den Mendelssohnschen Duetten langen.“

Vottchen ist es nicht gewöhnt, sich in Gesellschaft zu produzieren; verlegen dreht sie das Notizbuch in den Fingern, das sie eben wieder betrachten will.

„Apropos Biedermeier,“ sagt Tante Marie jetzt, „eben fällt mir ein, daß oben in meinem Zimmer eine ganz alte Kommode steht, die aus der Biedermeierschen Familie stammt. Ich habe sie von Onkel Valentin geerbt. Da ihr jungen Leute euch so sehr für antike Möbel interessiert, könnt ihr euch das alte Erbstück ansehen. Wir bleiben derweilen gemütlich sitzen. Nehmt nur den Leuchter mit, Trude weist den Weg!“ Natürlich sind wir gleich zu der Expedition bereit. Ich trage das Licht, Trude führt uns die Treppe empor. Fräulein Lotte hat das Carnet nicht aus der Hand gelegt, Freund Biedermeier darf also auch dabei sein.

Sorgsam trage ich den Leuchter. Gerne wäre ich so mein ganzes Leben lang meiner Begleiterin schützend und schirmend zur Seite gewesen. Erst muß ich ihr aber ein Licht darüber aufstellen, wie es in mir aussieht, und das ist gar nicht leicht.

Schon sind wir in Tantes Zimmer und stehen vor der alten Kommode, die ich von allen Seiten in das gehörige Licht zu setzen versuche. Es ist wirklich ein prächtiges Möbel, schön in der Form und schön erhalten.

„Was diese Kommode schon alles erlebt haben mag!“ sagt sinnend Fräulein Vottchen und stößt die Hand mit dem Notizbuch auf die glänzend polierte Platte.

„Ja, die könnte uns viel erzählen!“ stimme ich bei und sehe gerührt, wie der schöne Valentin auf dem Erbstück seiner Familie steht und schon wieder zu seinem bunten Seidentuche greifen muß.

„Mir gefallen die neuen Möbel viel besser als die alten,“ meint Trude. „So ein Schlafzimmer, alles im gleichen Holz, alles im gleichen Stil, finde ich pompös!“

„Nein, mir behagt das nicht, daß man sich eine ganze Zimmereinrichtung aus der Fabrik bezieht; das ist dann alles so unpersönlich, man kann sich darin nicht wohl fühlen. Behaglich und heimelig ist mein Zimmer nur dann, wenn seine Möbel zu mir

in inniger Beziehung stehen; das kann eine sogenannte stilvolle Zimmereinrichtung aber nie!“

Im Eifer der Rede hat Fräulein Lotte das Carnet auf die Kommode niedergelegt; wieder muß ich eifersüchtig zusehen, wie Freund Valentin ihre Hand zärtlich küßt.

„Ganz meine Ansicht!“ stimme ich ihrer Rede bei und male mir aus, wie schön und traulich wir uns ein gemeinsames Heim einrichten könnten.

Ein letzter Blick noch auf die übrige Einrichtung von Tantes Zimmer, auf das hochaufgestürzte Himmelbett mit den schnee-weißen Gardinen, auf den prächtigen Säulenschrank, der sich in einer Ecke breitmacht, und wir wenden uns zum Gehen. Die Damen voran, ich mit dem Leuchter hinterdrein, sind wir bereits unten auf der letzten Treppenstufe angelangt — da bemerkt Fräulein Lotte, daß sie das Carnet oben auf der Kommode vergessen hat.

„Ich geh' und hole es schnell,“ sagt Trude, nimmt mir rasch den Leuchter aus der Hand und entschwebt. Da stehen wir nun allein auf dem matterhellsten Korridor, die holde Dämmerung macht mir Mut.

„Darf ich Ihnen das Notizbuch schenken, da es Ihnen so gefällt?“ frage ich meine Gefährtin.

„Ich möchte Sie nicht berauben,“ erwidert sie artig.

„Es würde mich so sehr freuen, wenn Sie das kleine Ding von mir annehmen wollten,“ sage ich leiser und suche in ihre Augen zu sehen.

Sie wird verwirrt; ich verstehe von ihrer Antwort nur: „Mit Vergnügen!“

„Morgen werde ich Ihnen das Carnet schicken; ich darf mir doch erlauben, eine Widmung dreinzuschreiben?“ sage ich ganz glücklich.

Schon erscheint Trude mit Leuchter und Notizbuch. Sie ist ganz erstaunt, uns noch auf derselben Stelle zu finden. „Meinetwegen hättet ihr gut hineingehen können,“ findet sie.

Ich nehme ihr das Büchlein ab; bevor ich hinter den beiden jungen Damen ins Wohnzimmer trete, führe ich ungesehen die liebe Silhouette an die Lippen.

„Direkt auf die Nase,“ flüstert Biedermeier, ehe er in der Tasche verschwindet.

Die Mütter sind bereits aufgestanden, da es schon elf Uhr



Sommertag. Nach dem Gemälde von Fritz Schwald, Zürich-München.

geschlagen hat. Ich darf mich den Damen nützlich machen, leider aber nur den ältern, da die jungen viel eher allein fertig sind. Wortreich und zärtlich ist der Abschied von Tante Marie; dann treten wir in die klare Winternacht hinaus. Wir begleiten natürlich Fräulein Lotte und ihre Mutter nach Hause; leider ist der Weg nicht weit, ich wäre noch lange so marschiert.

Meine Pflicht ist, die beiden Mütter zu führen; dabei habe ich jedoch das Vergnügen, den zierlichen Gang und die schlanke Figur von Fräulein Lotte zu bewundern, die mit Trude vorausgeht. Am Steinenberg verabschieden wir uns von den Damen; da wir gerade unter einer Laterne stehen, darf ich noch einen tiefen Blick in meinen blauen Himmel tun, während ich Fräulein Lotte gute Nacht wünsche.

Gemütlich und langsam bringe ich jetzt meine Lieben nach Hause, wo wir uns nach kurzem Gutenachtgruß trennen. Sobald ich in meinem Zimmer Licht gemacht habe, befreie ich Freund Valentin aus der Tasche.

„Ich gratuliere,“ lächelt er und macht einen gar lustigen Krackfuß.

„Ach, wenn es nur schon so weit wäre, Herr Schlaumeier!“ seufze ich kläglich.

„Wird nicht fehlen,“ tröstet er mich; „wenn Sie am nächsten Valentinstag mich wieder zitieren, komme ich hoffentlich zu einem glücklichen jungen Paar!“

„Hoffen wir es!“ sage auch ich, während ich am Fenster stehe und in die helle Sternennacht hinausträume. Da zieht in langem Bogen eine Sternschnuppe ihre rasche Bahn und verheißt meinem Wunsch Erfüllung und Gewährung. Als Dr. phil. und als Kind meiner Zeit fühle ich mich natürlich hoch erhaben

über jede Art Aberglauben; gleichwohl hat mir dieses Sternschnuppenorakel sichtlich wohl getan.

Herr Biedermeier hält sich müde an der blauen Schleife fest; seine Zeit ist bald um, Mitternacht ist nahe.

„Sie haben mir heute soviel Zeit gewidmet und haben für mich und meine Zeitgenossen ein so reges Interesse bekundet, daß ich Ihnen dafür aufrichtig verbunden und dankbar bin. Wollten Sie ferner Ihrer Zeit predigen, daß wir alten Biedermeier nicht in das Jagen und Treiben der Gegenwart passen, Sie würden zweifach Gutes tun: wir hätten unsere Ruhe im Jenseits, und Kunst und Gewerbe würden einen neuen Stil schaffen, welcher der Jetztzeit besser entsprechen würde!“

Das lange Sprechen hat ihn erschöpft, er verstummt. Ich nicke ihm Gewährung zu, trotzdem ich nur zu gut weiß, daß, sobald sich die launische Frau Mode eines Stiles bemächtigt hat, alles Neben und alles Predigen vergebens ist. Die Sklaven der Mode beugen sich willenlos und untertänig ihren Einfällen und ihren Extravaganzen.

Meine Wanduhr fängt zu schlagen an, Freund Valentin horcht hoch auf. Immer blässer wird sein schöner blauer Hof, schon ist sein feines Jabot nicht mehr zu erkennen; leise winkt er mir den Abschiedsgruß mit vergehender Hand.

„O Lotte!“ Kam der Seufzer von ihm oder von mir?

Der Valentinstag ist zu Ende, Freund Biedermeier ist verschwunden. Vor mir aber liegt das kleine Notizbuch mit der lieben Silhouette. Was soll ich wohl als Widmung dreinschreiben?

Carl Spittlers „Imago“.

Imago (Bild) betitelt sich Spittlers neuer Roman. Dieses Bild hat sein Held Viktor, ein junger Dichter, sich von seiner Geliebten, Theuba, gemacht. Es stellt die ideale Höhe ihres Wesens dar. Viktor als Phantastemensch hält es für Wirklichkeit. Aber seine strenge Herrin, die Kunst, macht ihre Rechte an ihn geltend. Das Opfer seines Erdenglücks ist für Viktor selbstverständlich. Ebenso fest steht für ihn, daß die ferne und abnungslose Geliebte nicht geringer denke. Das Entsagungsbündnis mit ihr und die ihm folgende Seelengemeinschaft verhönern ihm die Jahre seiner künstlerischen Entwicklung und speisen diese aus den Quellen des Schmerzes, der Sehnsucht und unweltlichen Schönheit. Nach Jahren kehrt Viktor in seine Heimat zurück, wo sich seine „Imago“ mittlerweile verheiratet hat. Er wünscht dort nichts anderes zu erleben, als daß die seiner Auffassung nach Treulose sich vor ihm schäme. Was ihn aber erwartet, ist ein Verzweiflungskampf mit seiner neu erwachenden Leidenschaft und mit der Gewöhnlichkeit und Halbgebildung kleinbürgerlicher Gesellschaftskreise.

Dieser Kampf bildet den Inhalt von Spittlers Buch. Er endet mit der Flucht des Helden, seiner Wiedervereinigung mit Imago und seiner Krönung durch die „strenge Herrin“.

Wie hat nun Spittler diesen Stoff behandelt? Vor allen Dingen ungewöhnlich, interessant und originell, und das nicht nur, was die Einzelheiten anbelangt, sondern inbezug auf die Gesamtdarstellung.

Imago ist kein Ich-Roman, wenigstens der äußern Form nach nicht. Dennoch und nicht nur aus innern Gründen gleicht er einem solchen so sehr, daß wir uns mehr als einmal auf einer momentanen Verwunderung darüber ertappen, daß von dem Helden in der dritten Person geredet wird. Viktor tritt nämlich, mit Ausnahme einer ganz kurzen Szene, nicht für die Dauer einer Sekunde vom Schauplatz ab. Imago gibt uns also das individuell gefärbte Weltbild, das sonst nur der von seinem Helden selbst erzählte Roman zu geben imstande ist. Werden wir beispielsweise mit einer Reihe von Personen bekannt, so geschieht es nirgends ohne die Vermischung Viktors. Wir lernen sie also mittelbar kennen. Aber weil es über die Auffassungskraft eines wenn auch momentan aus dem seelischen Gleichgewicht gebrachten Genies hinweg der Fall ist, nur um so genauer. Es ist ja bekannt, wie Gefahren, Ekstasen, Verzweiflungen die Beobachtungsgabe des Erlebenden steigern. Und gar beim Künstler! Wie der Föhn eine Gegend heranrückt, so leuchtet die bald lieblich spielende, bald wild gejagte Phantastätigkeit Viktors ins Innerste der ihn umgebenden Personen. Von der Klarheit, mit der ihr Äußeres sich zeigt, nicht zu reden!

Eine natürliche Folge von Viktors Allgegenwart ist auch die Beseelung der Landschaft; denn es geschieht dort kein Krähenflug und Vorkenzen, klingt kein Hammer eines Schmiedes, winkt kein Saum gaslicher Tannen, der nicht mit seinem innern Leben symbolisch verknüpft wäre oder es irgendwie beeinflusste.

Viktor hat aber nicht nur beständig das Wort. Spittler leiht ihm die Verebbarkeit mehrerer Personen. Es beweist wieder den naiven Zug im Schaffen dieses Dichters, daß er seine Phantastiekunst-Gespinnheiten unbedenklich in einen der Gegenwart angehörenden Roman hinübernimmt. Er personifiziert Viktors Seelenkräfte und läßt die so geschaffenen Phantastegestalten zugleich mit dem Helden des Buches auftreten. Sie sind aufs feinste charakterisiert, stellen nicht nur ihren eigenen Typus nach Haltung, Mimik, Redeweise unvergleichlich dar, sondern vertreten ihren Herrn und Meister auf das denkbar Treueste. Viktors inneres Leben wird uns also plastisch deutlich. Zwei seiner Eigenschaften werden es noch im besondern: die außerordentliche Regsamkeit und die Schärfe der Selbstkontrolle. Seine hurtige Gefolgschaft umgibt Viktor wo er sei. Sie bekrittelt jeden seiner Schritte, glossiert seine künftigen Handlungen, wie sie auch die vergangensten in Betracht zieht. Er seinerseits läßt sie, auch nicht aus den Augen und springt aufs originellste mit ihr um. Nichts kann, naturgemäß, intimer sein, als ein solcher Verkehr. Welche innigen Beziehungen, feinen Schalkhaftigkeiten, grandiosen Offenheiten läßt er zu, wo ein Spittlerscher Held ihn pflegt! Welche Möglichkeiten geistreichen Dialoges, wo die Domäne des Geistes im örtlichsten Sinne ja überhaupt nicht verlassen wird! Die Heranziehung des Phantastievolks (die Phantastie selber „im Glanzlachen erstrahlend“ führt übrigens seinen Reigen an) vermehrt das Buch auch nach der bildnerischen Seite hin, wie es seiner psychologischen Vertiefung dient. Spittler hat mehr als einmal geäußert, daß der Epiker nicht in erster Linie charakterisieren will und soll. Er hat sich hier in Imago meisterlich aus der Sache gezogen. Erzählend und die anschaulichsten Vorgänge aneinanderreihend, vermittelt er uns ein Charakterbild von äußerster Schärfe und kompliziertestem Gehalt.

Aus der genannten Art der Darstellung ergibt sich auch die in Imago auffallende Vielfältigkeit der Sprache. Herz, Verstand, Phantastie, Hoffnung, Zweifel, Gedanken können sich